

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 26 (1936)
Heft: 40

Artikel: An Heinrich Federers 70. Geburtstag
Autor: Aellen, Hermann
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-648421>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 17.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Einige Tage nachher, am 30. November, wurde er auf seines Weibes, seiner Kinder und Kirchgenossen Bitte begnadigt, seines frühern liederlichen Lebens wegen jedoch zu einer Gefängnisstrafe verurteilt und ihm für die Zukunft der Besuch von Wirtshäusern, sowie der Pferd- und Hundeskauf untersagt. Ein Pfarrer mit dem Namen Weinzäpfli stürzte 1654 mit einem blinden Pferde über die Kirchhofmauer an die Matte hinunter (in Bern). Ein anderer Pfarrer stürzte bei Amoldingen auf der Rückreise vom Erlenbachmarkt so unglücklich vom Pferde, daß er andern tags starb. 1566 befahl die Regierung einem Schultheißen, er „solle Hansen Wannenmacher (Pfarrer in T.) angends seines Dienstes entsetzen und ihm eine Ahs, Schlegel und Weggen kaufen und ihn wissen, sin Nahrung damit zu bekommen.“ So wurde 1554 auch ein Oberländer Pfarrer von der Regierung seines Amtes entsetzt; dieser ward wieder Schuhmacher, was er früher gewesen war!

(Schluß folgt.)

An Heinrich Federers 70. Geburtstag. (7. Oktober 1936.)

Von Hermann Aellen, Locarno.

Wem Heinrich Federer im Leben nahestand und den großen gütigen, gefinnungsstarken Menschen in ihm kannte, der trug schon immer das gute tröstliche Wissen in der Seele: Hier lebt noch ein unbeirrbar auf sich selbst und sein Fühlen gestellter, bedeutender Mensch unter uns. Keine Mode, keine Laune, kein Tageseinfluß vermochte ihm etwas anzuhaben. Er blieb sich treu und darum schenkte er mit so vollen Händen; Mensch und Künstler waren eins in ihm. Das Leid hat sein Leben von früh an begleitet und seelisch bereichert.

Am dunkelgrünen Brienersee stand die Wiege des Dichters, in Sachseln träumte er seine Jugendzeit, im toggenburgischen Jonschwil erlebte er seine dörfliche Umwelt als Kaplan und wuchs heimlich zum Dichter heran und in Zürich erfüllte sich herrlich seine Sendung. Vom dritten Jahre an schon schattete das Asthma-Nebel in das Leben, es hat ihn nie mehr verlassen. Aber das Leid hat den innern Menschen geboren, und das Mühsen dieses In sich gefehrteins schuf den starken, unverfälschten Impuls der dichterischen Tat, wie es in seinen aufschlußreichen Jugendgedichten „Am Fenster“ und den nachgelassenen Kapiteln zur Jugendgeschichte „Aus jungen Tagen“ nachgelesen werden kann. Mit dem Freunde Arnold Ott, dem selber ewig Leidehobenen und von einer heiligen Unrast Gehegten, betet er:

„Schlangenleibumschlungen
Ring' ich unbezwungen
Nach Veröhnung in des Lebens Streit.
Wenn ich ausgerungen
Hab' ich ausgefungen!
Darum laß' mir, Gott,
Das heil'ge Leid!“

Wochenlang an das Bett gefesselt begann im Knaben schon intensives Erleben. Nicht die Fülle der neuen Bilder und der Eindrück vermitteln Dauerwerte, auf die Intensität des Erlebens kommt es an. In der Stille des Krankenzimmers wacht die Seele. Fast einen Drittel seiner Jugendzeit verbrachte Federer im Bett. „Wie oft saß ich halbe Nächte am Erstickten unterm Fenster, eiskalt vom Schnee draußen“, erzählt der Dichter selbst, „aber die herrliche Hand der Mutter in der meinigen, nur noch von ihrer Tapferkeit und ihrem Atem lebend.“ War ihm besser, so

hat er gelesen und geträumt für hundert Köpfe. Und dann kam das Fabulieren, das nach Ausdruck sann.

Zu Zeiten, da die Krankheit einige Jugendsprünge erlaubte, war es des Knaben Liebstes, in das Schilf des Garnersees zu liegen und einigen Kameraden Geschichten zu



Heinrich Federer. † 29. April 1928.

erzählen, „zuerst Gehörtes, dann frech Erfundenes“. Das Erzählen war die Leidenschaft des Knaben, des Studentens und des Mannes. Aus dem Erzählen kam Federer erst spät ins Dichten. So ist dieses Meisters Dichtung lebendes Erzählen.

Bedeutend für den spätern Gestalter der Höhenmenschen in seinen Bergromanen und historischen Erzählungen ist das Geständnis: „Ich bewunderte, was ich nicht besaß, große Kraft, Gesundheit, Vogelschnelle, Regententum. Ich lernte es genau kennen. Immer war ich bei den Starken und forschte ihr Innerstes aus. Zuweilen hatte ich auch die Gnade, von dieser Ambrosia ein Schlecklein zu bekommen.“

Auf die Fabuliertage des Buben folgte die strenge Schulzeit in der Kantonschule zu Sarnen, da Beine und Arme sich in die enge Schulbank zwingen mußten und das blühende Träumen im Repetierchorus der Klasse verwelkte. Und doch hat der Dichter unter dem Schulzepter der gestrengen Benediktiner, so erzählte er mir, unvergängliche, köstliche Erinnerungen gewonnen, die sich im Eingangskapitel des „Pilatus“ dichterisch geformt haben.

Federers Entschluß stand von Anfang an fest, Theologie zu studieren. Noch immer gab es nach seiner Ansicht nichts Schöneres, als Landpfarrer oder Kaplan in einem entlegenen Ort zu sein. Freilich, ein Studierstüblein mit vielen Büchern, besonders historischen, dürfte nicht fehlen.

Sachseln mit seiner marmornen Kirchenherrlichkeit und seinem großen Heiligen, dem Eremiten Klaus von der Flüe, konnte in Federer den Sinn für das Religiöse und Theologische nur schärfen. Schon der unglückselige Vater hat ihm in einer überlebensgroßen Holzstatue gehuldigt, dem Sohn blieb es vorbehalten, dem heiligen Bauernphilosophen im Ranft im Bruder Klaus-Roman „Spizbube über Spizbube“ ein unvergängliches, literarisches Denkmal zu setzen. Bruder Klaus und Franz von Assisi sind Federers leuchtende Vorbilder eines wahren, tiefinnerlichen Christentums der Tat gewesen. Vom Bruder Klaus sagt er, daß das wenige Gesprochene und Aufgeschriebene dieses Mannes eine unglaubliche Tiefe und Einfachheit des Denkens, eine Originalität, ja ein Genie verrate, neben dem die Kultur der Umwelt wie nutzloser Trödel erscheine. „Was braucht man Bücher?“, fragte dann Federer. „Warum lesen wir all

die dummen Schmöder? Hier ist doch allein Wahrheit.“ Dann war Federer immer längere Zeit voll von Klausnergelüften, und das Alleinsein und mit der Natur leben ist seine Leidenschaft geblieben.

Se tiefer Federer ins Bett vergraben war, je machtloser er sich vorkam, umso inniger versetzte sich seine Einbildung ins Freie, ins starke Volk, in große Taten und gewaltige Ereignisse. Was man nicht ist, als das träumt man sich am liebsten. Man konnte Federer noch als hohen Gymnasiumsstudenten fingierte Feldzugspläne, Märsche, Belagerungen, Schlachten auf dem Papier ausführen sehen. Kein Held begeisterte ihn so wie Hannibal. Er trieb es mit dieser Abgötterei so weit, daß die ganze Klasse, ob sie wollte oder nicht, mitgerissen und zu einer Stellungnahme für den Punier oder für Scipio genötigt wurde. Dabei war es seltsam, daß Federers beste Freunde gerade gegenteilige Naturen waren, starke, gesunde, bewegene Burschen oder nüchterne, mathematische Seelen. Mit solchen kam er am besten aus. Harte Köpfe und selbstbewußte, furchtlose Kameraden imponierten ihm gewaltig. In Wang, in den zwei Freunden Jakob und Theodor („Der gestohlene König von Belgien“), im Walter Brollier, Emil Manuß, in Marx Dmlis besonders hat er dieser Hochachtung poetischen Ausdruck gegeben. Sein eigenes, halb weichmütiges, halb zähes Wesen hat er im Heireit und im Lehrersbub der „Lachweiler Geschichten“ und sicher ganz besonders intim im Heinz in „Berge und Menschen“, diesem breitausladenden, herrlichen Sántisroman geschildert.

Von der erlebnisreichen Schule kam Federer als Kaplan ins ersehnte Amt auf dem Lande (Zonschwil). Sieben glückselige Jahre des jungen Einsamseins und der stillen Vorbereitung auf seinen Dichterberuf folgten. Dann trat Federer in die Redaktion der „Zürcher Nachrichten“ in Zürich, wurde später amtsfrei und frei für die dichterische Produktion, die der Nachwelt unvergängliche Werke bester Erzählungskunst geschenkt hat.

In Zürich lebte er wie in einer Eremitage. Selten nur trat der Sieche aus seiner Bücherstube hoch über der Stadt hinaus ins Land, in seine „gefunden, heiligen Berge“ (MIP=Acqua im Bedrettotol, San Bernardino und Locarno waren die Stationen seiner längern Arbeitsaufenthalte) oder in

den Konzertsaal, den er bei klassischer Musik jedesmal gehoben und beglückt verließ.

In Zürich auch war es, da wir in herber Trauer schon am 29. April 1928 von dem wahrhaft geliebten Dichter und seltenen Menschen für immer Abschied nehmen mußten.

Wie war des Dichters äußerliches Leben so unscheinbar! wird man sagen, und sich wundern. Zu unrecht, denn bei Heinrich Federer tritt klar in Erscheinung, was wir in der Betriebsamkeit des heutigen Tages zu erkennen versäumen, daß der Mensch nur von seinem innern, gesammelten Reichtum abgeben kann, den seine Erlebnisfähigkeit bewahrt hat. Nicht, daß wir Vieles und Buntes erleben, ist wertvoll für uns und für die andern: auf die Intensität des Erlebens, auf Bewahrung unserer Seele vor der Unruhe des Alltags kommt es an! Auf kleinstem Raum und in engster Umgebung kann so ein begnadeter Dichter erwachsen. Heinrich Federer ist und bleibt ein unverrückbar wahres Beispiel dafür.

Möchten wir unruheerfüllten Menschlein dieser Zeit doch an dieses tapfern Dichters vorgelebtem Lebensbeispiel erstarken! So nötig haben wir einen solchen Führer im Geiste, nötiger denn je. Besten Dank und bestes Tun an seinem 70. Geburtstag ist, daran zu denken und danach zu handeln.

Leben und Warten.

Von Herman Otfried.

So ist das Leben: man wartet. Immer wartet man auf etwas. Man wartet auf die Straßenbahn, auf Briefe, auf die Freundin, auf besseres Wetter. Man wartet auf den Morgenkaffee, auf die Zeitung, auf Schluß der Bureauzeit, aufs Essen.

Kaufleute warten auf Bareingänge, Angestellte auf den Ersten, Schriftsteller auf Honorar, Finanzleute auf Kredite. Alle warten auf Geld.

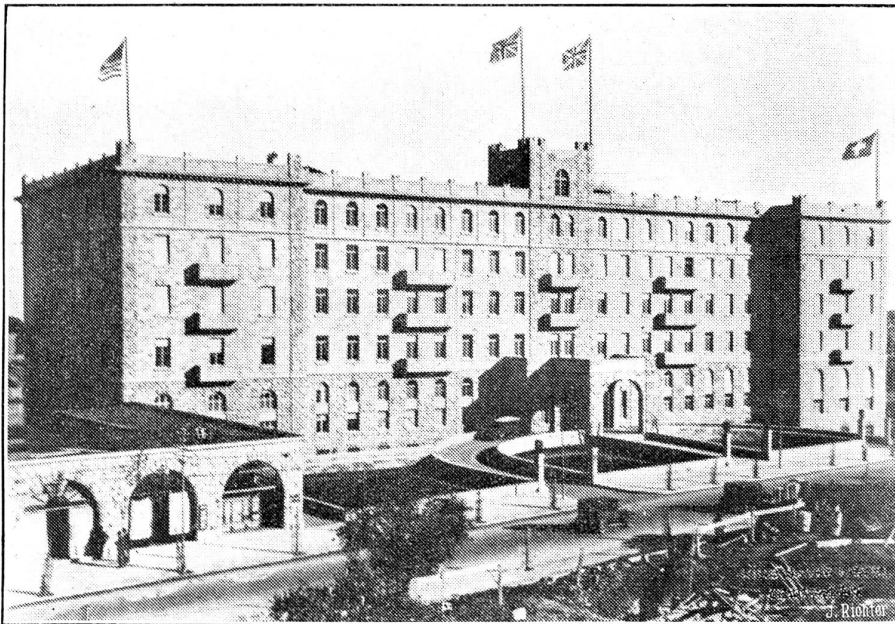
Ist das Erwartete dann eingetroffen, — wartet man weiter. Denn inzwischen gibt es längst etwas Neues, das zu erwarten steht. Wir warten überhaupt immer auf hundert Dinge zugleich. Nur, daß eines davon sich jeweils in den Vordergrund drängt — so lange, bis wir es endlich erreicht haben oder es uns eine Nase gedreht hat und aus dem Bereich der Möglichkeiten verschwimmt.

Keine Zeit unseres Lebens ohne Warten! Kein Mensch, der nichts erwartete!

Kinder warten auf Ferien, auf Geburtstage, auf Schulversetzung. Mädchen warten auf Heiratsanträge, Eheleute auf Scheidung, Silberhochzeiter auf eine Wohnung. Beamte warten auf Beförderung, Beförderte auf weitere Beförderung.

Ärzte warten auf Patienten, Patienten warten auf Ärzte. Kohlenhändler warten auf den Winter, Eishändler auf den Sommer. Künstler warten auf Einfälle, Theaterdirektoren auf den Schlager. Handwerker warten auf Aufträge; Dienstboten warten auf Trinkgeld, Hochverlichtete warten auf Feuer.

Betrüger warten auf Dumme; Einbrecher auf Neumond; Gefangene aufs Urteil. Festbesoldete warten auf Urlaub. Alle warten auf den Sonntag.



Das neue britische Hauptquartier für die Militäraktionen in Palästina.

Seit Ankunft des neuen Oberkommandierenden für Palästina, Generallt. J. G. Dill, gleicht Jerusalem einem bewaffneten Feldlager. Dauernd treffen Militärtransporte ein. Das Hotel „König David“ wurde als Hauptquartier für die Militäroperationen gegen die Araber eingerichtet. Auf dem Hotel weht die Union-Jack.